

So war es damals ...

Helga Engin-Deniz

erinnert sich

*So war es
damals ...*

*Helga Engin-Deniz
erinnert sich*

Ibera

1. Auflage
© 2017 by Ibera Verlag,
European University Press Verlagsg.m.b.H, Wien

Helga Engin-Deniz
So war es damals ... Helga Engin-Deniz erinnert sich

ISBN 978-3-85052-371-4
Hergestellt in der EU

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe
in Print- oder elektronischen Medien
www.ibera.at

*Ohne schlechte Zeiten
würden wir die guten
nie schätzen.*

Prolog

Dies ist die Geschichte meiner Familie, wie ich sie als Kind von meinen Eltern gehört und teilweise auch selbst erlebt habe. Mein Vater (geboren 1909) und meine Mutter (geboren 1910) haben, genauso wie mein Bruder Kurt (geboren 1939) und ich, die Erzählerin (geboren 1941), als Kleinkinder die Grausamkeiten eines Weltkriegs zu spüren bekommen. Als meine Eltern heranwuchsen, erlebten sie nicht nur den Zusammenbruch der Monarchie, sondern auch die Gräueltaten des Ersten Weltkriegs (1914 bis 1918). Der von allen erwartete Frieden währte nicht lange, und als mein Bruder und ich geboren wurden, wütete bereits der Zweite Weltkrieg (1939 bis 1945). Dass wir nun, zumindest in Europa, bereits über 70 Jahre in Frieden leben können, ist ein Segen Gottes, und ich kann nur hoffen, dass unsere Kinder und Enkelkinder keinen kriegerischen Konflikt erleben müssen.

Vieles hat sich in der Zwischenzeit geändert und manches, was es damals noch gar nicht gab, ist uns zur Selbstverständlichkeit geworden. Das Fernsehen machte seine ersten Schritte, allerdings nur in Schwarz-Weiß und mit einem Versuchsprogramm. „Handy“ war noch nicht „in“ und Briefe schrieb man noch händisch, oder später auf der Schreibmaschine. Telefaxgeräte kamen 1970 erstmals auf den Markt und sind nun bereits durch den „Scanner“ verdrängt. Schmutzige Wäsche wurde damals mit der „Rumpel“ bearbeitet und freie Parkplätze, die man nun mit der Lupe suchen muss, gab es in Hülle und Fülle. Verträge wurden noch mit Handschlag fixiert und auf eine gemachte Zusage war auch Verlass. Es war einfach eine andere Welt.

In drei Kapiteln schildere ich das Leben meiner Familie aus der Sicht von charakterlich und altersmäßig unterschiedlichen Generationen.

„**Vater**“, der es trotz oder vielleicht gerade wegen seiner schrecklichen Kindheit unbedingt zu etwas bringen will und ständige Arbeit daher als Inbegriff des Daseins ansieht.

„**Mutter**“, die mit ihrer Sanftheit dem „Grobian“ nicht gewachsen ist, aber durch ihre Sparsamkeit seinen Aufstieg erst ermöglicht.

„**Wir**“ waren Kinder, die schon von klein auf an Arbeit gewöhnt wurden und daraus unsere Lehren fürs Leben gezogen haben.

Vieles kenne ich aus Erzählungen, manches ist mir in Erinnerung geblieben, aber einiges habe ich auch vergessen oder weiß es nicht mehr so genau. Darum ist dieses Buch nur ein Überblick, aber sicherlich keine vollständige Schilderung unserer Familiengeschichte und des Lebens zur damaligen Zeit.

Vater



Vater und Mutter
mit ihrem ersten Enkelkind

Als ich meinen Vater verlor, war ich gerade 31 Jahre alt geworden und glückliche Mutter eines wenige Monate alten Sohnes. Es war der erste Trauerfall in meiner Familie, der mich besonders stark berührte. Denn das Dahinscheiden meiner Großeltern war irgendwie fast spurlos an mir vorbeigegangen. Sie waren beide bereits alt, ich jedoch noch sehr jung, und das Sterben gehörte meiner Meinung nach eben zum Alter dazu. Bei meinem Vater war das allerdings ganz anders. Er war doch erst 62 Jahre alt und wollte nach einem überaus

arbeitsintensiven Leben gerade damit beginnen, das Dasein ein bisschen zu genießen. Das erste Mal in seinem Leben war er in ein weit entferntes Land geflogen, und zwar über den Ozean nach Amerika. Die Kammer seiner Zunft hatte für langjährige Mitglieder, zu einem halbwegs erschwinglichen Preis, diese Reise organisiert. „Ich habe, außer im Krieg an der Front, bisher noch nichts von der Welt gesehen“, meinte er, als sich unsere Familie über seine Reisepläne erstaunt zeigte. „Einmal möchte auch ich sehen, wie es im sogenannten ‚gelobten Land‘ so läuft.“

Und Amerika begeisterte ihn. Als wir ihn bei seiner Rückkehr am Flughafen abholten, erkannten wir ihn kaum wieder. Wie ein waschechter Amerikaner kam er uns entgegen. Mit typischem Cowboyhut und buntem Hawaii-Hemd. Und er hatte sogar einige Wörter Englisch gelernt, die er bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit nun von sich gab. „Sobald ich kann, fahre ich wieder hin“, sagte er voller Überzeugung. „Dort ist wirklich alles möglich und ich könnte mir sogar vorstellen, auch in Amerika Möbel zu erzeugen“, fügte er noch hinzu. Aber dieser Wunsch ist ihm leider nicht mehr in Erfüllung gegangen. Denn kurz darauf war sein Leben zu Ende. Ich bin sehr froh, dass er Amerika noch erleben durfte, denn er hatte wahrlich kein leichtes Leben gehabt.

Er wurde im nördlichsten Teil Österreichs, nahe an der Grenze zu Böhmen, im Jahr 1909 geboren. Sein leiblicher Vater, aus welchem Grunde auch immer, wurde nie erwähnt. Ob er vielleicht unehelich geboren worden war, hat er nie erfahren. Auch möglich, dass sein Vater bereits starb, als er noch klein war. Seine Mutter heiratete später in einen Bauernhof ein und brachte zahlreiche weitere Kinder zur Welt. Mein Vater hatte daher mehrere Halbgeschwister. Als Ältester musste er, neben dem nur sporadischen Besuch der Schule, auf die stetig anwachsende Kinderschar achten, dabei aber auch die landwirtschaftlichen Arbeiten am Hof übernehmen. Für diese Aufgaben war er von früh bis spät tätig, weshalb Freizeit, Spiele oder Herumtollen, wie es Kindern in seinem Alter eigentlich zustand, für ihn Fremdwörter waren. Trotzdem wäre er vermutlich auch weiterhin bei seiner Mutter, dem Stiefvater und den Halbgeschwistern geblieben, hätte am Hof brav weiter gearbeitet und wäre nie aus dem winzigen Ort Groß-Radischen an der Grenze zu Böhmen herausgekommen. Doch dann geschah etwas, das sein Leben mit einem Schlag völlig veränderte.

Der Winter kam viel früher als erwartet und die zahlreichen Teiche im Waldviertel froren langsam zu. Aber noch war die Eisdecke nicht fest genug, um schwere Lasten tragen zu können. Trotzdem vergnügten sich die Halbgeschwister meines Vaters bei einer Rutschpartie auf einem dieser Teiche. Sie lachten und lärmten und hatten sicher großen Spaß dabei. Bis das schreckliche Unglück seinen Lauf nahm. Die Eisdecke brach plötzlich und eines der Kinder versank im kalten Wasser. Die durch Hilferufe herbeigeeilten Dorfbewohner bargen zwar den Buben. Aber es war zu spät. Der Kleine konnte nicht wiederbelebt werden. Als man den Leichnam des Kindes der Bäuerin auf den Hof brachte, war das Entsetzen begreiflicherweise sehr groß. Aber das Jammern und Wehklagen der Mutter meines Vaters schlug ganz plötzlich in grenzenlosen Zorn ihm gegenüber um. Sie stürzte auf meinen Vater zu, packte ihn und schrie: „Warum nur dieses Kind, gerade dieses, und warum nicht du?“ Dann begann sie, mit einem Knüppel wie von Sinnen auf ihn einzuprügeln. „Du bist zu nichts nütze und auch unfähig, auf deine Geschwister achtzugeben!“, brüllte sie weiter. „Verschwinde, du bist nur ein unnötiger Esser, ich will dich nie wieder hier am Hof sehen.“

Der Stiefvater, ein gerechter und einsichtsvoller Mann, versuchte noch besänftigend einzugreifen, aber es gelang ihm nicht, die Wut seiner Frau einzubremsen. Sie war einfach nicht gewillt, die Unrichtigkeit ihrer Anklage einzusehen. Auch nicht, als ihr Mann auf den wahren Sachverhalt hinwies: „Du kannst den Jungen doch nicht als Sündenbock abstempeln. Es ist ein schreckliches Unglück geschehen, das auch mich todtraurig macht. Aber er war doch gar nicht dabei, als es passierte. Da hat er hier am Hof gemeinsam mit mir die Stallarbeit verrichtet.“ Doch es nützte nichts, sie tobte weiter.

Das war der entscheidende Moment, in dem mein Vater erkannte, dass er etwas in seinem Leben ändern musste. Ohne ein Wort des

Abschiedes, ohne irgendetwas mitzunehmen, nur in seinem Arbeitsgewand und mit Pantoffeln an den Füßen machte er sich auf den Weg nach Wien. Als er mir einmal von diesem dramatischen Abschied aus seinem Heimatort erzählte, fragte ich ihn, wie es ihm denn gelungen sei, ohne Geld für Autobus oder Bahn und ohne Nahrung für unterwegs nach Wien zu kommen. Noch dazu im Winter bei Kälte und Schnee.

„Schau“, sagte er, „ich war ein stämmiger, gesunder fünfzehnjähriger Bursche und mein Wille, etwas aus meinem Leben zu machen, war überaus groß. Ich war von klein auf mit Arbeit aufgewachsen und das kam mir nun zugute. Jedes Mal, wenn ich unterwegs irgendwo meine Arbeitskraft anbot, nahm man diese an und ich bekam dafür Essen und Quartier für eine oder auch mehrere Nächte. Ich war ziemlich geschickt und fleißig und das schätzte man sehr. Mitunter schlief ich allerdings notgedrungen manchmal auch in leer stehenden Heuschobern, und dann bestand meine Mahlzeit eben nur aus auf dem Acker liegendegebliebenen Rüben. Doch auch diese füllten meinen knurrenden Magen. Meine kaputten Pantoffeln konnte ich als Lohn für einen dreitägigen Stalldienst in schwere Bergschuhe umtauschen, und von einer verwitweten Bäuerin bekam ich für Reparaturarbeiten am Dach ihres Gebäudes die dicke Joppe ihres Verflossenen. So ein Fußmarsch ist natürlich sehr anstrengend, aber durch das flotte Gehen wurde mir wenigstens immer warm. Wie lange ich damals unterwegs war, bis ich endlich Wien erreichte, weiß ich nicht mehr genau. Aber es dürften doch einige Wochen gewesen sein.“

Wie er sich in der für ihn völlig unbekanntem Stadt zurechtfinden konnte, war mir ein Rätsel. Habe doch ich heutzutage, trotz Navigationssystem im Auto, oft Schwierigkeiten, eine bestimmte Straße in einem mir unbekanntem Bezirksteil zu finden.

„1925 war Wien noch viel kleiner und auch überschaubarer als heute, und die Einwohner dieser Stadt waren freundlich, gemütlich und ohne Hektik“, meinte er. „Da ich nicht auf den Mund gefallen war, konnte ich mich durchfragen und man gab mir auch immer bereitwillig Auskunft. Die Menschen redeten noch miteinander, aber nicht nur mit dem Nachbarn von nebenan. Heutzutage wissen viele gar nicht, wer neben ihnen wohnt. Es war in Wien beinahe so wie bei uns am Land. Oft kannten einander alle Bewohner einer Straße. Man wusste, wer frisch eingezogen oder vielleicht krank war und Hilfe brauchte. Aber auch, wenn irgendwo eine Arbeitsstelle frei geworden war. Und das war mein großes Glück.“

So erfuhr mein Vater, dass ein kleiner Tischlermeister auf der Suche nach einem neuen Lehrling für seine Werkstatt war. Sein bisheriger Praktikant hatte ausgelernt, die Gesellenprüfung mit Auszeichnung bestanden und wollte nun seiner Wege gehen. Dem Meister war das eigentlich auch recht so, da er sich den jetzt fälligen höheren Lohn eines Gesellen ohnedies nicht hätte leisten können. Mein Vater hatte schon von klein auf eine besondere Beziehung zu Holz gezeigt. Vielleicht durch die waldreiche Gegend, in der er aufgewachsen war. Er liebte das Schlägern der Bäume und den Geruch von frischem Holz. Jedenfalls hatte er schon als Junge damit begonnen, aus nicht mehr benötigten Brettern kleine Schemel, Bänke oder Truhen zu zimmern, die immer wieder dankbare Abnehmer fanden. Viele Jahre später konnte ich beobachten, wie mein Vater manchmal zärtlich über rohe Bretter strich, so als wären sie nicht rau, sondern seidig und weich.

Dieser kleine Tischlermeister zeigte sich dann hocheifrig, einen fleißigen und geschickten Burschen als Lehrling aufnehmen zu können. Vom ersten Tag an schulte er ihn schonungslos ein. Das störte meinen Vater aber nicht, da er harte Arbeit von daheim ge-

wöhnt war. Im Gegenteil, er strebte danach, sich alles anzueignen, was für eine perfekte Berufsausbildung nötig war. Diese zwar harte, aber förderliche Lehrzeit sollte sich in seinem späteren Leben dann positiv zu Buche schlagen.

„Damals war das Tischlern noch wirkliche Handarbeit“, schilderte er mir. „Aus rohen Brettern haben wir die schönsten und gediegensten Möbelstücke hergestellt. Nicht aus gepressten Platten, wie sie später immer mehr in Mode gekommen sind. Außer einer Hobelmaschine und einer Bandsäge gab es auch keine andere maschinelle Hilfe. Man benötigte daher viel handwerkliches Geschick. Sechzig Stunden pro Woche, also zehn Stunden pro Tag, von Montag bis Samstag, waren damals üblich. Wir hatten immer viel zu tun und es bereitete mir Freude, das Entstehen des jeweiligen Stückes Schritt für Schritt zu erleben. Dann war es jedes Mal wie ein Abschiednehmen, wenn das gelungene Möbelstück dem Besteller übergeben wurde. Es war eine harte, aber überaus lehrreiche Zeit, die ich nicht missen möchte.“

„Und was hast du am Sonntag, deinem einzigen freien Tag, unternommen?“, wollte ich wissen. „Hast du bald Freunde in Wien gefunden, mit denen du ausgehen konntest? Hat man dir die Sehenswürdigkeiten von Wien, die du doch noch nicht kanntest, gezeigt?“

„Ach, Kind“, sagte mein Vater nachsichtig, „du hast ja keine Ahnung, wie ganz anders damals die Zeiten waren. Geregelter Feiertag und Urlaube wie heutzutage gab es nicht. An den Sonntagen war ich zum Dienst bei der Meisterin eingeteilt. Ich hatte die Teppiche zu klopfen, musste Hof und Gang kehren, aufwaschen, Fenster putzen und noch vieles mehr. Sie hatte immer eine ganze Liste an Aufgaben für mich bereit, so dass der Sonntag oft gar nicht aus-

reichte, alle aufgetragenen Arbeiten auch wirklich zu Ende zu bringen. Noch dazu war meine Chefin eine Nörglerin. Ganz im Gegensatz zu meinem Meister, der zwar streng, aber doch gerecht war. Nie war sie wirklich zufrieden mit dem, was ich machte. Manchmal hatte ich sogar das Gefühl, sie suchte direkt nach Mängeln, um mich tadeln zu können. Ab und zu mischte sich dann der Meister ein und meinte, nun wäre es genug und der Bursche sollte sich endlich zur Ruhe begeben können. Diese Sonderaufgaben waren bereits beim Abschluss meines Lehrvertrages als Entgelt für mein kleines Zimmer vereinbart worden. Aber ich war froh darüber, nicht nur eine Lehrstelle, sondern auch gleich ein Quartier zu haben. Ja, so war das damals.“

Nach drei Jahren war die strenge Ausbildungszeit beendet und es zeigte sich, wie wertvoll sie letztendlich doch gewesen war, denn mein Vater bestand seine Gesellenprüfung mit Auszeichnung. Stolz auf die Würdigung seiner erworbenen Fähigkeiten begab er sich auf die Suche nach einer passenden Stelle als Tischlergeselle. Diese war in Anbetracht seiner hervorragenden handwerklichen Kenntnisse auch schnell gefunden. Und das war dann auch der Zeitpunkt, dass er erstmals bares Geld für seine Leistung erhielt. Eine Situation, die für meinen Vater völlig neu war. Ganz euphorisch erzählte er mir davon.

„Es war ein unglaubliches Gefühl für mich, das ich nie vergessen werde. Von meinem Lehrmeister hatte ich ja keinen Lohn bekommen, da dieser für Quartier und Essen einbehalten wurde. Ab und zu gab er mir ein bisschen Taschengeld, wovon aber seine Frau nichts wissen durfte und das nicht einmal für einen Kinobesuch gereicht hätte. Als ich nun in einer Papiertüte meinen ersten Wochenlohn entgegennehmen konnte, war ich überwältigt. Damals fasste ich einen Vorsatz, den ich so bald wie möglich verwirklichen

wollte. Deshalb begann ich von da an eisern zu sparen und vergönnte mir kaum etwas. Denn gleich nach Ablegung der Meisterprüfung wollte ich mich selbstständig machen und dann mein eigener Chef sein.“

Von da an legte mein Vater jede Woche Schein auf Schein zur Seite. Die drei Gesellenjahre waren schnell vorbei und er wurde zur Meisterprüfung zugelassen. Er stellte zufrieden fest, eine ganze Menge gespart zu haben. Doch als er dann seinen festgelegten Vorsatz in die Tat umsetzen wollte, musste er feststellen, dass sein Erspartes gerade zur Anmietung einer kleinen Werkstätte, aber noch lange nicht für die Anschaffung von zwingend erforderlichen Maschinen, benötigtem Werkzeug und Material reichte. Da kam ihm die schon erwähnte und damals so aktuelle Mundpropaganda von Nachbar zu Nachbar zugute. Einem jungen Mann war Vaters finanzielle Notlage zu Ohren gekommen und auch, dass er äußerst fleißig und handwerklich gut versiert sei, weshalb eine Beteiligung am Aufbau dieses Tischlereibetriebes später sicher ertragreich sein würde. Dieser Mann verstand zwar nichts vom Tischlerhandwerk, hatte aber eine kaufmännische Ausbildung und auch Geld zur Verfügung, welches er gewinnbringend anlegen wollte. So kam mein Vater durch Josef Weinstabl als Finanzier nun doch zu seiner Tischlerei. Gemeinsam mieteten sie ein hierfür geeignetes Lokal im 6. Bezirk in der Nelkengasse auf Nummer sechs. Nun hatte mein Vater einen Partner an seiner Seite und war daher nicht sein eigener Herr, wie von ihm eigentlich beabsichtigt. Er tröstete sich jedoch damit, dass er mit seinen gerade erst zweiundzwanzig Jahren noch genügend Zeit haben würde, um sich diesen Wunsch später einmal erfüllen zu können.

Vater war begierig darauf, sofort mit seiner Arbeit beginnen zu können. Er hatte bereits einige kleinere Aufträge erhalten, die er erfüllen wollte. Aber so schnell ging es leider nicht, er musste sich noch